

Thomas Kausch

*Dear
Americans*

Schön, dass wir euch
wiederhaben

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Februar 2010
Copyright © 2010 by Knaur Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Fotos Innenteil: Thomas Kausch
Redaktion: Julia Sommerfeld
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: MDR/Martin Jehnichen
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-78339-9

2 4 5 3 1

Inhalt

Dear Americans	9
1. Man geht wieder aufrecht – in Washington	17
Ein Concierge weiß alles	18
Obama mixt die Barszene auf	24
Die Vorgeschichte	29
Schickt nicht immer nur Ecki von Kläden	41
Frische Croissants für Apachen	50
Erst entscheiden, dann handeln, dann fragen	59
Danke, dass du an Leonardo gedacht hast	65
2. Barack'n'Roll – in Chicago	71
Von Pommern bis zum Little Big Horn	73
Mit einem 600-Gramm-Fleischklops kommt der Körper nicht klar	77
Die rechten Gehirnhälften werden wieder trainiert	80
Amerikanische Verabschiedung in der Sauna	83
3. George Bush lebt nicht in einem Outlet – in Dallas	87
Wenn der Ölbohrer abbricht, kommt Paul	87
Wie damals bei Tony Blair	92
Mr. Hagman fühlt sich sehr geehrt	95
Ron kann aus der Hüfte schießen	97
Dear Mr. President	104
4. Scharfe Stanford-Badehosen – in San Francisco	112
Grüße in den Grunewald	113
Casper im Nirwana	116
Ein Onkel in Amerika	130

Fred Irwin war Baby des Jahres	141
School of Rock	145
5. Puh, ganz schön weiß hier – in Santa Barbara	148
23 und Single und politisch korrekt	149
Hochzeitsreise nach Tahiti fast geplatzt	158
Wie viele Millionen sind in einer Billion?	163
Edward hasst grobe Düsseldorfer und Franzosen	169
Frau Meyer braucht jetzt Ruhe	170
Bruce Kennedys Speer ist niemals olympisch geflogen ..	179
6. Ein Leben ohne Tüten ist sinnlos – in Los Angeles	186
Der Japaner hätte gerne einen Militärhund zum Mitnehmen	188
Attentat auf Obama, Nordkorea befreit, schwerer Rennunfall	193
Nazis sind einfach großartige Bösewichte	202
Johnny Depp ist in Wirklichkeit sehr klein und normal	207
Alle wollen einen über den Tisch ziehen	212
7. Die Nummer von Sotheby's ist 659-3555 – in Palm Beach	216
Ponce. James Ponce	220
Twilight – ImBis(s) zum Schluss	229

Für Weltbürger deutscher Sprache

»Um einen Liebesbrief zu schreiben, musst du anfangen,
ohne zu wissen, was du sagen willst, und endigen,
ohne zu wissen, was du gesagt hast.«

JEAN-JACQUES ROUSSEAU

Dear Americans

Darf ich euch duzen? Das schreibt sich einfach leichter weg. Als ihr Barack Obama zum Präsidenten gewählt habt, war es bei uns Nacht, aber trotzdem haben wir natürlich so lange wie möglich vor dem Fernseher ausgeharrt – es war ja auch eine Sternstunde. Am nächsten Morgen schrieb ich euch dann einen Brief, so wie ich das jeden Tag während des letzten Monats des Wahlkampfes für meinen Arte-Blog gemacht hatte, egal wo ich war. Natürlich nur fiktiv, so als Tagebuch, ich hatte ja eure Adresse nicht. Diesmal schrieb ich aus Straßburg in Frankreich und ich gebe zu, ich war ziemlich begeistert:

Straßburg, 5. November 2008

Yes, you did it! Wie konnte ich daran zweifeln. Wenn sich jemand neu erfinden kann, dann seid Ihr es. Amerika. Wenn jemand den Mut zur Hoffnung hat, dann seid Ihr es. Amerika. Und wenn jemand seine Träume leben kann, dann seid Ihr es. Amerika. Yes, you did it. Ich gratuliere Euch von ganzem Herzen zu Eurer Wahl. Ihr habt Geschichte geschrieben. Ihr habt in einer Nacht die Herzen der Welt zurückerobert. Den Glauben an Eure Kraft. Meine Briefe waren nicht umsonst. Na gut, vielleicht lag es nicht nur an meinen Briefen. Ich stehe immer noch unter dem Eindruck der Rede, die Obama heute Nacht gehalten hat. Ich hab sie mir erst heute Morgen angesehen und ich schäme mich nicht, zuzugeben, dass ich eine Gänsehaut hatte und Tränen in den Augen. Und selbst als die Menschen sein »Yes, we can« wiederholten wie das »Herr, erbarme dich« in der Kirche, wirkte das mehr ergreifend als befremdend.

Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, die ganze Nacht aufzubleiben und alles live im Fernsehen zu verfolgen. Aber irgendwann bin ich dann doch vor Aufregungerschöpfung eingeschlafen. Vorher sah ich mir die Wahlübertragung mit einer alten Dame zusammen im Hotel an. Das war eine lustige Konstellation. Wir saßen allein im Salon des Hotels, eines dieser kleinen windschiefen Häuser in Straßburgs altem Viertel Petite France. Das Hotel gehört Mojgan, einer temperamentvollen Französin, die ursprünglich aus dem Iran kommt, und die Dame war ihre Mutter, Pouri Joon. Mit ihr schaute ich also die halbe Nacht CNN auf dem einzigen Fernseher, der darauf programmiert war.

Sie war deshalb so an den Wahlen interessiert, weil sie seit Jahrzehnten in den USA lebt und gerade bei ihrer Tochter zu Besuch war. Sie hatte den Iran vor der Revolution verlassen, zusammen mit ihrem Mann, der im Schah-Regime ein hoher Militär war, wie sie mir nicht stolz, aber mit Selbstbewusstsein erzählte, während wir erwartungsvoll auf den Fernseher starrten. Dazu hätte man natürlich spontan einige Fragen stellen können, aber das war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. Außerdem war der persische Diktator von Präsident Johnson, von Nixon und selbst von Carter immer unterstützt worden. Deshalb würde sie vermutlich gar nicht verstehen, was ich am Schah und seinen Schergen rumzunörgeln hätte. Und mit dem jetzigen Regime läuft es ja nun auch nicht viel besser für die Iraner und für die Welt.

Sie flohen jedenfalls erst nach Straßburg und dann weiter nach Los Angeles. Ihre Tochter, meine Hotelbesitzerin also, wollte aber lieber in Frankreich bleiben, und so kam es also, dass wir gestern Nacht zusammensaßen. Pouri Joon hat inzwischen die amerikanische Staatsbürgerschaft, und natürlich fragte ich sie, ob sie denn schon gewählt habe, per Brief-

wahl. »Obama«, rief sie sofort, »ich habe Obama gewählt.« McCain sei ein alter Mann, sagte sie, und das war etwas amüsant angesichts ihres eigenen Alters. Natürlich habe ich nicht gefragt, wie alt sie ist, und ich will es hier auch gar nicht schätzen. »Außerdem muss sich dringend etwas ändern, und für einen wirklichen Wechsel steht glaubwürdig nur Obama«, das fügte sie noch hinzu, und dann starrten wir wieder auf den Fernseher und warteten auf die ersten Ergebnisse. Als Pennsylvania dann an Obama ging, waren wir zum ersten Mal etwas beruhigt.

Das Ermüdende trotz aller Spannung war, dass man wegen der verschiedenen Zeitzonen immer wieder eine Stunde warten musste, bis die nächsten Wahllokale schlossen. Und da wir ja in Frankreich schauten, wo man währenddessen natürlich einen guten Wein trinkt, fiel es doppelt schwer, sich wach zu halten. Jedenfalls ging ich irgendwann nach drei Uhr ins Bett, während die alte Dame weiter CNN schaute. Und als ich mich heute Morgen nach dem Aufwachen vergewisserte, ob Obama denn nun auch wirklich gewonnen hatte – yes, he did –, wäre ich am liebsten sofort ins Zimmer meiner neuen Freundin gestürzt, um sie zu umarmen. Aber das ging natürlich nicht. Dear Americans, wir danken Euch, jetzt beginnt eine neue Zeit.

Beste Grüße
Thomas

Ja, ein wenig pathetisch, ich weiß. Inzwischen sind wir nicht mehr ganz so berauscht. Aber genau so habe ich mich damals gefühlt und ihr ja auch – und überhaupt alle Menschen außerhalb Nordkoreas. Natürlich können Tagebucheinträge im Nachhinein ganz schön peinlich sein, aber dafür sind sie im Idealfall ehrlich – jedenfalls wenn man emotional drauflosschreibt und

seine Gefühle nicht schon im Hinblick auf posthume Veröffentlichung des Nachlasses inhaltlich und sprachlich verdreht. Außerdem kann man daran messen, wie sich die Dinge entwickelt haben. Es muss sich etwas ändern, hatte meine iranisch-amerikanische Freundin gesagt, und das ginge nur mit Obama. Jetzt beginne eine neue Zeit, hatte ich natürlich noch einen draufsetzen müssen.

Aber war dem so? Kann *ein* Mann bei euch tatsächlich eine spürbare Veränderung in Gang bringen? Diese Frage hat mich seit der Wahl nicht mehr losgelassen, also habe ich mich auf den Weg gemacht, um kreuz und quer durch euer Land zu reisen, auf der Suche nach dem »neuen« Amerika. Und damit auch nach dem »guten, alten«, nach meinem Amerika.

Kurz bevor ich aufbrach, schrieb ich noch schnell eine euphorische Mail an Glenn Lowry, den Direktor des *Museum of Modern Art* in New York. Von wegen, welche Auswirkungen der Wandel, den Obama bringt, auch auf die amerikanische Kultur hat. Damit ich die coolen Ausstellungen bei den Reiseplanungen berücksichtigen konnte. Seine Antwort war ziemlich ernüchternd:

*Lieber Herr Kausch,
ich denke, es ist viel zu früh, um sagen zu können, ob Obama irgendeine Wirkung von Bedeutung auf die amerikanische Kultur haben wird, und ich bin nicht sicher, ob Sie wirklich »Ihr Amerika« zurückhaben. Ich möchte nicht wie ein Skeptiker klingen, aber ich fürchte, die Eile, Obamas Wahl und die vermeintlichen Veränderungen, die sie bringen wird, zu feiern, ist wahnsinnig verfrüht. Natürlich hoffe ich, dass seine Präsidentschaft viel des Schadens wiedergutmacht, den die vorherige Führung angerichtet hat, und dass er eine neue*

Zielstrebigkeit einleiten wird, aber diese Dinge brauchen Zeit, und ich fürchte, schon den Beginn seiner Präsidentschaft zu feiern, ist doch ein unvernünftiger Überschwang – wir wollen den Wandel so sehr, dass wir uns einbilden, er sei schon da, lange bevor das wirklich der Fall ist.

Mit freundlichen Grüßen G.

Hm. Ja, das klingt einleuchtend, sehr vernünftig. Aber es wird Obama trotzdem nicht gerecht, denke ich. Kein amerikanischer Präsident und auch kein deutscher Bundeskanzler oder sonst irgendein demokratisch gewählter Regierungschef hat sich je in solch atemberaubendem Tempo an die Veränderung seines Landes und dessen Stellung in der Welt gemacht wie Barack Obama. In seinem ersten Amtsjahr hat er jedes heiße Eisen angepackt und versucht, es umzuschmieden. Es waren viele Eisen, und sie lagen oft gleichzeitig im Feuer. Natürlich wusste er auch, dass er sie schmieden musste, solange sie heiß waren. Solange er heiß war. Man kann es also auch anders sehen als Glenn Lowry, so wie das norwegische Nobelpreis-Komitee zum Beispiel, das beschloss, den Friedensnobelpreis 2009 an Präsident Barack Obama zu vergeben für seine außergewöhnlichen Bemühungen zur Stärkung der internationalen Diplomatie und zur Zusammenarbeit zwischen den Völkern. Und zu den Bedenkenträgern sagte der Vorsitzende des Komitees, Thorbjörn Jagland, noch: »Die Frage, die wir uns stellen müssen, ist, ob irgendwer im Jahr 2009 mehr für den Frieden in der Welt getan hat als Barack Obama.«

Ich meine, was hat die deutsche Regierung in dem Jahr gemacht? Nur mal so zum Vergleich. Hier wurde auch mit der Wirtschaftskrise gekämpft. Stimmt. Und dann waren da noch die Wahlen im September, genau, »Wir haben die Kraft«, Yes, we can, selbst den Slogan noch von Obama geklaut, und dann

gab es eine neue Regierung, EINE NEUE REGIERUNG!, aber hat einen das berührt? Ungefähr so viel wie der Wechsel von Sommer- auf Winterreifen. Seltsam, oder? Was gab es denn noch? Die Abwrackprämie, stimmt auch, die habt ihr sogar von uns übernommen. Leider war sie ja ökonomisch und ökologisch nicht so sinnvoll. Dann gab es bei uns noch die Landtagswahlen, die waren auch faszinierend, aber sonst? Was wurde angestoßen? Was wurde auf den Weg gebracht? Was womöglich umgesetzt? Visionen? Pläne? Ideen? Menschen inspiriert? Menschen wenigstens interessiert? Nichts? Nada? Niente? Obwohl doch sogar Wahlkampf war? Das ganze Jahr über, irgendwo. Da wirbt man doch mit Ideen? Hm. Schon bemerkenswert, oder?

Ich habe mit Aberdutzenden von euch gesprochen, im Norden, Süden, Westen und Osten, mal intensiv, mal nur ein Pläuschchen, mal zufällig, mal geplant, mit Armen und Reichen, Schwarzen und Weißen, Jungen und Alten, Dicken und Dünnen, und wohin ich auch kam und mit wem ich auch sprach, mit jedem, mit wirklich jedem konnte ich über Obamas Visionen, Ideen und Pläne reden. Nicht jeder fand sie gut, natürlich, aber jeder war informiert und jeder hatte eine Meinung. Alle waren von diesem einen Mann inspiriert worden, überhaupt mal wieder politisch zu denken. Alle waren interessiert an dem, was jetzt passiert. Und wirklich alle – meinen Respekt – wussten Bescheid. Die Concierge in Washington, die Herrenrunde in der Sauna in Chicago, Paul, der Ölbohrer, auf dem Weg nach Dallas, Uwe Sponholz in San Francisco, der es vom Lagerjungen zum Millionär gebracht hat, Bruce, der mal Speerwerfer in Rhodesien war und jetzt in Santa Barbara lebt, Beau St. Clair in Los Angeles, die alle Pierce-Brosnan-Filme produziert, oder Ponce, James Ponce, in Palm Beach, Florida, der früher die reichen Frauen als »Walker« zu den Galas begleitete. Und viele, viele mehr, mit denen ich gesprochen habe. Ein paar Briefe und

E-Mails habe ich auch geschrieben an Promis und Präsidenten, und was man da so als Antwort bekommt, ist auch sehr interessant. Also, gehen wir auf die Reise durch das »neue« Amerika.

Herzlich, Thomas

1. Man geht wieder aufrecht – in Washington

Bei der Passkontrolle läuft alles ganz glatt. Ms. Crookstone von der Homeland Security (Fräulein Ganovenstein – witziger Name für eine Sicherheitsbeamtin, aber das hab ich natürlich nicht gesagt, man will ja nicht gleich wieder nach Hause geschickt werden) fragt einfach nur, ob ich vor der Einreise auf einer Farm war, und das kann ich verneinen, das war ich wirklich nicht. Außerdem gibt es in Amerika mehr Schweinegrippefälle als in Deutschland, wenn sich also einer Sorgen machen müsste, dann ja wohl eher ich, aber das hab ich natürlich auch nicht gesagt. Mein erster Eindruck ist jedenfalls, dass sie bei der Einreise jetzt freundlicher sind, und allein dafür hätte sich Obamas Wahl ja schon gelohnt.

Der Taxifahrer ist Afroamerikaner. Er hält auf meinen ausdrücklichen Wunsch einen angemessenen Abstand zum Wagen vor uns, und wir zuckeln langsam Richtung Hauptstadt in der exklusiven Flughafenspur auf der staufreien Autobahn. Alles ist super, und es ist so gemütlich, dass der Fahrer langsam mit dem Kopf auf das Lenkrad zu sinken scheint. So sieht es wirklich aus, weshalb ich ihn lieber frage, ob er denn noch wach sei. Doch dann ist es plötzlich nicht mehr gemütlich, denn er wird sehr, sehr sauer. Ob seine Fahrweise irgendeinen Anlass zur Beschwerde gebe, will er wissen, und das tut sie ja nicht, das muss ich verneinen, es war ja nur so ein Eindruck. Aber das Kind liegt jetzt ganz unten im Brunnen. Das würde ihn sehr verletzen, dass ich so eine Frage gestellt habe. Es gehe hier nicht nur um mich, er sei Familienvater. Ob ich wirklich glauben würde, dass er sein Leben aufs Spiel setzen wolle, für wen ich ihn halte, für dumm vielleicht? (Für einen dummen Schwarzen?) Und dann sagt er gar nichts mehr für

den Rest der Fahrt. Ich habe natürlich ein schlechtes Gewissen, finde aber andererseits, dass er sich da jetzt auch ein bisschen reingesteigert hat. Na, was will man machen. Dafür, dass es das erste Gespräch in Washington war, ist es im Großen und Ganzen ja so schlecht wieder auch nicht gelaufen. Man hat schon mal einen Eindruck bekommen. Man hat gespürt, dass da ganz schnell so ein Schwarz-Weiß-Ding entstehen kann, wenn man nicht aufpasst. Trotz Obama. Man muss aufpassen, das hat man schon mal gelernt.

Ein Concierge weiß alles



Am nächsten Tag bin ich um neun Uhr früh mit Julie Saunders verabredet, sie ist Concierge im *Four Seasons Hotel* in Washington. Das hier ist ein Handyfoto von ihr. Hab ich von den meisten meiner Gesprächspartner gemacht. Seit ich Reporter bin und unterwegs in der Welt, gehe ich immer auch zu den Concierges in die Grandhotels, wenn ich mal hören will, was gerade los ist in einer Stadt: wer da ist, worüber geredet wird – auch in den Hinterzimmern, wie die Geschäfte gehen, was angesagt ist, eben wie die Stadt gerade so tickt. In Wien bin ich beispielsweise während meiner Zeit als dortiger Korrespondent immer mal wieder auf einen Plausch zum Concierge vom *Hotel Sacher* gegangen. Es gab nichts, was der nicht gewusst hätte. Ein guter Concierge in einem Grandhotel weiß nicht nur alles, er kann auch alles organisieren. Das ist sehr rätselhaft, und praktisch und kann nur zum Teil gelernt werden. Denn ein Concierge ist nicht nur freundlich, er hat Persönlichkeit und Autorität

und meist auch schon die Welt gesehen. Und er kennt sich mit den Merkwürdigkeiten der Menschen aus. Denn obwohl der Gast beim Einchecken seine Adresse und Kreditkartennummer angibt, fühlt er sich im Hotel paradoxerweise irgendwie anonym und glaubt, dort Dinge tun zu können, die ein bisschen verboten sind. Pornos gucken, Drogen nehmen, Zwangsprostituierte aufs Zimmer bestellen, Bademäntel klauen. Ein guter Concierge ist also immer ein guter und weiser Gesprächspartner. Ich kann das jedenfalls nur empfehlen. Übrigens fahre ich auch durch jede neue Stadt einmal mit dem Doppeldecker-Touri-Bus – ebenfalls sehr zu empfehlen. Ich weiß, man will kein Touri sein, aber für den groben Überblick und ein erstes Gefühl ist das wirklich praktisch. Vorsicht nur in San Francisco: Dort gibt es mehrere Betreiber, die alle nebeneinander am Union Square sind. Auf keinen Fall den blauen Bus von den *Super Sightseeing Tours* nehmen! Die Fahrzeuge sind zwar tipptopp, aber die Tourguides sind furchtbar, und die Busse halten an den ganz falschen Stellen.

Julie ist um die 40. Sie hat sehr schöne grünblaue Augen, die hinter einer mit Strass besetzten Sekretärinnenbrille glänzen, die man wiederum gar nicht vermisst, wenn sie sie abnimmt. Sie hat aber eine ganz unamerikanisch angenehme Frauenstimme. Denn bei vielen ihrer Landsmänninnen gehen die Stimmen am Schluss des Satzes immer hoch, so als sei da ein Fragezeichen am Ende? Julie klingt vielmehr ein wenig verschwörerisch, so dass jede Information eine große Aura von Exklusivität umgibt. In Amerika gibt es übrigens inzwischen vermutlich mehr weibliche als männliche Concierges weil sie bessere Teamplayer sind. Die männlichen Concierges in europäischen Grandhotels sind dagegen oft kleine Ich-AGs hinter ihrem Schalter. Zum Beispiel auch im *Hotel Atlantik*, wo sich Udo Lindenberg sein ganzes chaotisches Leben organisieren lässt.

Julie ist seit 1983 in Washington. Die erste Inauguration, die sie miterlebt hat, war die zu Ronald Reagans zweiter Amtszeit 1984.

»Dieses Mal war es anders, als alles, was ich erlebt habe. Das ganze Ambiente war anders, die Menschen waren so aufgeregt, ich habe nie so eine freudige Erwartung gesehen, so eine positive Einstellung, so eine großzügige Stimmung, so eine Freundlichkeit. Es war großartig, großartig! Man spürte, da hat sich gewaltig etwas verändert. Und auch wenn die Dinge inzwischen wirtschaftlich schwierig geworden sind, nicht nur hier, weltweit, in Washington wird das doch ein bisschen abgefedert, weil Washington eben ist, was es ist, eine politische Stadt, an der kein Weg vorbeiführt. Die Leute müssen nach Washington kommen, die Regierung um Geld bitten und ihr Lobbying hier betreiben. Neulich sagte ein Gast: Washington ist die neue Wall Street, das Geld kommt nicht mehr aus New York, sondern aus Washington, all die Subventionen ...«

»Kommen auch mehr Touristen?«

»Ja, es ist alles anders als in den vergangenen acht Jahren. Obama isst einen Hot Dog in *Ben's Chili Bowle*, das sich seit 50 Jahren in der U-Street befindet und niemanden interessiert hat, bis eben Obama da einen Hot Dog gegessen hat und nun jeder dorthin will. Neulich kam ein Gast aus Singapur und fragte mich, wo *Ben's Chili Bowle* sei, er wollte da hin, einen Hot Dog essen. Viele Eltern kommen mit ihren Kindern, weil sie wollen, dass die Washington sehen, vielleicht Obama. Und es kommen viele Afroamerikaner zu Besuch, weil sie stolz sind.«

Und Julie ist ganz offensichtlich auch selbst sehr stolz, denn sie redet sich in Begeisterung: »Man hat den Eindruck, als ginge jetzt jeder in Washington aufrechter, stolzer eben. Und das können wir ja auch. Ich meine, Obama, das ist ein sehr intelligenter Mann, der sich ausdrücken kann, der eine Familie hat, um die er

sich sorgt – und das, während er sich um die Nation kümmern muss. Er hat so eine Präsenz, die sehr positiv ist und viele Menschen über die ganze politische Bandbreite hinweg inspiriert. Selbst wenn man nicht für ihn gestimmt haben sollte, spürt man die positiven Erwartungen. Okay, er hat etwas an Beliebtheit verloren wegen der Wirtschaft und der Gesundheitsreform, aber das war ja zu erwarten. Der Mann steht voll in der Schusslinie, und er kann schließlich nicht alles alleine machen. Aber wenn wir über den Wandel reden: Ja, da ist eine positive Stimmung. Die Leute übernehmen auch wieder selbst Verantwortung, sie engagieren sich, sie beteiligen sich. Die Intensität dieser Zeit pusht die Leute, pusht Kreativität. Man kann so viel mehr ausprobieren in dieser neuen Stimmung der Toleranz.«

»Wow, und ist das alles ein Obama-Effekt?«

»Nein, Obama ist eine Inspiration. Der Biogarten zum Beispiel, den Michelle im Weißen Haus angelegt hat, das ist eine Inspiration für viele, vielleicht gesünder zu essen, vielleicht mehr lokale Produkte zu nutzen, vielleicht mehr selberzuzubereiten. Obama ist nur das Symbol für den Wandel. Menschen können ihre Vorstellungen projizieren. Jeder kennt zwar einen, der entlassen wurde, aber auch jemanden, der Erfolg hat. Es gibt ein Gefühl, dass Dinge möglich sind oder bald wieder möglich sein werden. Wie sehen Sie das denn als Journalist?«

»Na, wir sind ja die größten Obama-Fans in Deutschland. Nur Kenia liegt vor uns.«

Tatsächlich hat sich die Zustimmung zu Amerika in Obamas erstem Regierungsjahr in ganz Europa vervierfacht. Von 18 Prozent unter Bush auf 79 Prozent unter Obama. 92 Prozent der Deutschen finden es gut, wie Obama Politik macht, hat der German Marshall Fund ermitteln lassen.

»Aber nicht nur die Bürger«, antworte ich Julie, »auch die Regierungschefs, wenn man die auf den Gipfeln sieht, beneh-